Objekttyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **82 (1956)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Si j'étais roi - -

Heutzutage gar kein so hochfliegender Traum mehr. Die Könige haben zumeist abgewirtschaftet, und unter der betreßten Kappe des Volkskommissärs lassen sich wahrscheinlich mehr Wünsche verwirklichen als unter dem runden Hut eines skandinavischen Königs. Mit dem Nizam von Kaschmir zu tauschen, wäre vielleicht selbst nach seiner Abdankung lokkend, selbst wenn man ihm nur einen Teil seiner Diamanten und Bajaderen gelassen haben sollte.

Doch all das ist nicht gemeint. Der Wunsch ist erheblich bescheidener: Si j'étais roi de Beromünster! Und auch das nur für einen Tag und zwar den Tag des Wunschkonzertes. Wie große Möglichkeiten eröffnen sich da! Nicht so sehr im Erfüllen der Wünsche als im Versagen. Denn wenn die Schaubühne eine moralische Anstalt sein sollte, warum nicht auch der Wunschonkel? Wie dringend wäre es, diese Gelegenheit auszunützen, um einmal zu zeigen, daß der Sender nicht dazu da ist, es jedem Geschmack recht zu machen. Der Himmel behüte uns vor einer Geschmacksdiktatur, und gegen die immerhin ehrliche Brutalität des Jazz hilft ja eine kleine Drehung am Knopf – in der perlenden Ironie der zwei Klaviere kann er sogar zu einem kleinen – man verzeihe das harte Wort – Erloebnitz werden. Aber es gibt Unkräuter, die jenseits von solchen Fragen wuchern, und dazu gehört zum Beispiel ein Lied, das da heißt: «So stell ich mir die Liebe vor». O Bündner Mädchen, du irrst und wirst grausame Enttäuschungen erleben, wenn du deine Vorstellungen von der Liebe aus solchen Quellen beziehen willst; ich, der ich mich einmal einen ganzen Nachmittag – da kein anderer Beweis verlangt wurde – durch ein Poschettli als Freund der jungen Mädchen legitimiert habe, sage dir, daß die Liebe nicht so ist, wie dieses Lied sie dir vorstellt, und auch gar nicht so sein soll. Deinen Wunsch hätte ich, si j'étais roi de Beromünster, nicht erfüllt, sondern dir etwas aus ‹Frauenliebe und Leben› vorgeschlagen. Und Heidi und Bruno, die nach drei Ehejahren hören wollten: «Ich bin heute ja so verliebt», hätte ich ganz unpedantisch den ‹Lustigen Ehemann› von Bierbaum und Oskar Strauß empfohlen, «dieweil es gar kein lieber Ding als wie die Meine gibt».

Denn es ist ein Irrtum vieler Programmmacher, zu glauben oder uns einreden zu wollen, das Publikum allein sei schuld, wenn sie dergleichen Schmarren aus dem Apparat strömen lassen. Das Publikum ist notfalls auch bereit, anständige Musik und anständige Texte anzuhören – ein sehr großer Teil des Programms beweist das – und man kann es vielleicht sogar dazu erziehen, zu merken, daß ‹Komm Zigany› oder ‹Wär die Donau nur ein kleines Wasserl› greuliche Machwerke sind, daß der Nachtlokalcharme von Czardaskavalieren ebenso verlogen und unerträglich ist wie die ewige Verherzigung Wiens und der Donau, die immerhin einmal, vor sehr langer Zeit, auch Besseres verdient haben. Warum spielt man den Armen, die ‹Ich bin nur ein armer Wandergesell› oder ‹Trink, Brüderlein trink› wünschen, nicht ‹Am frischgeschnittenen Wanderstab› und die Champagnerarie des Don Giovanni auf? Ganz zu schweigen von jenem greulichen Ständchen, das der nicht minder greuliche Churchill-Imitator Strienz manchmal verzapfen durfte, während doch wahrlich an Ständchen, vergeblichen von Brahms und erfolgreichen von Mozart, kein Mangel herrscht. Muß der Schandpfahl des schlechten Geschmacks aus der Rumpelkammer geholt werden, um auf weiten Strecken des Wunschkonzerts als Wegweiser zu dienen?

Si j'étais roi de Beromünster, hätte ich dagegen das Dienstmädchen, das sich Beethovens ‹Adelaide› gewünscht hat, zur Hofdame erhoben, und Maieli gar, die sich lieber das Ave Maria aus ‹Otello› ins Ohr spielen läßt als Zigeunermusik aus der ‹Gräfin Mariza›, gebeten, meinen Eintagsthron mit mir zu teilen.

N. O. Scarpi